

Julia Kaffarnik, **Sexuelle Gewalt gegen Frauen im antiken Athen**. Gender Studies. Interdisziplinäre Schriftenreihe zur Geschlechterforschung, Band 22. Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2013. 222 Seiten.

Europa, Cassandra, Helena – sie sind wohl die berühmtesten Frauenfiguren der griechischen Sagenwelt; und wie viele ihrer Geschlechtsgenossinnen sind sie Opfer von Übergriffen. Die Mythen sind voll von Erzählungen über sexuelle Gewalt gegen Frauen, die in dieser Studie als eigenständige Analysekategorie im Zentrum steht. Dabei geht es Julia Kaffarnik nicht darum, sofern dies überhaupt möglich ist, die antike Rechtslage zu rekonstruieren. Sie stützt sich, wie sie in ihrer ausführlichen Einleitung erklärt, auf Mythen, Tragödien und Komödien, und möchte auf diesem Wege Sichtweisen auf Männer und Frauen und damit auf die Geschlechterverhältnisse im klassischen Athen erarbeiten. Dabei interessiert sie sich für das Zusammenspiel von Geschlechterkonzeptionen, Gewaltbeziehungen und Sexualität (S. 12–15).

Die Grundlage bilden Michel Foucaults Beobachtungen zu aktiven und passiven erotischen Handlungen. Zur Systematisierung ihrer Quellen sei dieses Modell aber nicht ausreichend, so dass die Autorin es um einen Ansatz aus der Psychologie erweitert, der geschlechtliche Verhaltensformen als angelernt versteht. Dieser zeige auf, welche Umstände sexuelle Gewalt möglich machten, so dass das Verhalten des Vergewaltigers nicht unmoralisch, sondern vielmehr gerechtfertigt erscheine (S. 14 f.). Dieses Muster der »sexual scripts« des Psychologen Stevi Jackson hält Kaffarnik für übertragbar und fruchtbar für ihre Quellenanalyse. Verschiedene Fragen, die auf diesem Modell basieren, sollen demnach durch die Arbeit führen: Welche Frauen werden unter welchen Bedingungen Opfer, und wie reagieren die Frauen und ihr jeweiliges Umfeld auf einen Missbrauch? Kontrastierend hierzu möchte Kaffarnik nach der Reaktion und möglichen Problematisierungen der Vergewaltigung seitens der Männer fragen. Sie fragt nach deren Erklärung für ihr Verhalten und danach, ob die von Jackson beschriebenen Prozesse der Neutralisierung sexueller Gewalt zu beobachten sind (S. 15 f.).

Der sich anschließende Einblick in »Allgemeine Forschungen zu sexueller Gewalt« (S. 17–22) behandelt Theorien aus der Evolutionsbiologie und der Soziologie. Kaffarnik zeigt auf, dass innerhalb dieser Disziplinen keine Einigkeit darüber herrscht, ob das hier behandelte Phänomen als eine Form der Gewalt oder als eine Form der Sexualität zu erklären sei. Ihren Überblick über die altertumswissenschaftliche Forschung (S. 22–33) untergliedert die Verfasserin nach Quellengattungen. Dabei meint sie aber tatsächlich weniger die Quellentypen an sich, sondern eher Diskursbereiche wie Mythos und Recht.

Die Forschung habe sich laut Kaffarnik in zentraler Weise mit der Frage beschäftigt, ob die Zustimmung der Frau zum Geschlechtsverkehr eine Rolle spielte,

oder ob es einzig der Zustimmung des nächsten männlichen Verwandten bedurfte, um eine Vergewaltigung nicht mehr als solche einzuordnen. Es ginge darum zu klären, ob sich der Übergriff gegen die Frau selbst oder gegen ihre männlichen Verwandten richtete (S. 24). In diesem Zusammenhang herrsche Uneinigkeit darüber, in welchem Verhältnis Moicheia und Verführung zum Missbrauch stünden. Man habe Strafmaße verglichen, um herauszufinden, welches Vergehen nun eigentlich schwerer wiege, um auf diesem Wege die antike Erwartungshaltung zu rekonstruieren (S. 24–27).

Im Bereich des Mythos geht es um die Frage, ob die Sagen von Schändung erzählten oder ob sie Initiationsriten abbildeten, ob sie also die »Ehe durch Raub« versinnbildlichen. Die jüngere Forschung habe sich weitgehend darauf geeinigt, dass Vergewaltigungen rein funktionale Bedeutung innerhalb der Heroenealogien hätten (S. 28). Mit mehr Befremden reagiere die Wissenschaft jedoch auf die zentrale dramaturgische Funktion des Missbrauchs in den Komödien und auf die Beschönigungen der älteren Forschung, die diese Handlungen als Verführungen lasen. Einigkeit bestehe darin, dass sexuelle Gewalt in den Komödien durch äußere Einwirkungen entschuldigt und durch die glückliche Auflösung der Handlung entschärft werde. Eine moralische Bewertung fehle dieser Gattung (S. 29 f.). Studien zur attischen Tragödie diskutierten über die Haltung der männlichen Figuren, die Kontexte der Kriegsgefangenschaft und die Beziehungen zwischen Mann und Frau in der Ehe.

Nachdem Kaffarnik im Forschungsüberblick schon einige wichtige Eigenschaften der Quellen herausgestellt hat, arbeitet sie in einem gesonderten Quellenkapitel noch einmal Funktion und Besonderheit der Gattungen (Drama, Mythos und Vasenbilder) heraus, wobei sich mir erneut die Frage aufdrängt, ob der Mythos als Quellengattung neben dem Drama zu klassifizieren ist. Gerade die Tragödiendtexte bilden doch eine wichtige Grundlage zur Rekonstruktion mythischer Erzählungen. So ist man auch erleichtert, wenn die Verfasserin selbst später festhält, dass die Mythen keine eigene Textgattung seien (S. 46), was jedoch nichts daran ändert, dass die Problematik ihrer Einteilung weiter bestehen bleibt. Nichtsdestoweniger reflektiert sie in ihrem Quellenkapitel, wie die unterschiedlichen literarischen Texte und Bilder in Hinsicht auf die Darstellung sexueller Handlungen und Gewalt zu lesen sind, und wie sie auf das zeitgenössische Publikum wirkten. Abschließend wird formuliert, was sie sich von der Zusammenschau ihrer Quellen verspricht: die Grundstrukturen des Vergewaltigungsdiskurses erkennbar zu machen (S. 53).

Kaffarnik verlangt ihrer Leserschaft viel Geduld ab, denn statt der Analyse folgt nun eine Begriffsklärung, die sich über weitere achtundzwanzig Seiten erstreckt. Da es kein griechisches Wort für die Vergewaltigung gibt und auch keine antike theoretische Überlegung zum Thema erhalten ist, sofern es denn eine gegeben

hat, erörtert die Verfasserin antike und moderne Gewalttheorien und untersucht sprachliche Strukturen zur Beschreibung von Gewalt einerseits und geschlechtlicher Aktivität andererseits. Sie entwickelt damit eine begriffliche Folie, vor der sie ihren eigentlichen Gegenstand betrachten kann. Die Willensverletzung kristallisiert sich dabei als wesentlicher Bestandteil des Verständnisses sexueller Gewalt heraus (S. 77 f.).

Ab dem vierten Kapitel erfolgt dann ein systematischer Überblick über den Gegenstand, wobei es Kaffarnik in erster Linie darum geht, das Idealtypische des Missbrauchs herauszuarbeiten (S. 79). Hierfür sucht sie nach quellenübergreifenden Gemeinsamkeiten, etwa welche Merkmale die betroffenen Frauen einen und ob es Rahmenbedingungen gibt, die typisch für Vergewaltigungen sind. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sowohl Göttinnen als auch menschliche Frauen als Opfer in Frage kommen, dass jedoch Artemis und Athene als jungfräuliche Ausnahmen und damit sexuell inaktiv verstanden werden (S. 81). Übergriffe auf diese beiden Göttinnen waren deshalb nicht denkbar. Dies galt jedoch nicht für menschliche Jungfrauen. Im Gegenteil: Im menschlichen Bereich werden ausschließlich junge unverheiratete Frauen missbraucht. Ehefrauen wurden dagegen als nicht verfügbar aufgefasst (S. 86). In Bezug auf die Situationsbedingtheit stellt die Autorin fest, dass der Übergriff stets in der Wildnis, in Kriegsgefangenschaft oder im Verborgenen stattfindet. Unter diesen Umständen war die Frau aus dem Oikos herausgelöst, das heißt ohne den Schutz eines männlichen Verwandten (S. 100 f.).

Da die Quellen jedoch über die Praxis der Vergewaltigung kaum Auskunft geben, schließt an diese Ergebnisse ein Exkurs über die vaginale Penetration an (S. 101–108), die als einzige Form des Übergriffs in unseren Quellen belegbar ist. Kaffarnik erörtert hierzu zunächst antike medizinische Texte, die aufzeigen, dass die Penetration für Frauen als lebensnotwendig erachtet wurde. Sie wurden nicht nur in dieser Hinsicht als Abhängige der Männer verstanden; ein Modell, das mit der Darstellung der Notzucht in den Quellen korrespondiert. Moderne Theorien, namentlich die von Kenneth Dover und Michel Foucault, sahen die Penetration als zentrale Praxis innerhalb einer Sexualität, die von einem Aktiv-passiv-Muster geprägt war. Überraschenderweise hätten sich beide aber nicht mit der Vergewaltigung von Frauen befasst, obwohl sie davon ausgingen, dass erotische Rollen Machtbeziehungen abbildeten. Für die Autorin jedoch erklären die antiken wie modernen Ansätze, warum der Missbrauch in den Quellen als unproblematisch behandelt wird: Sie passen sich in die gesellschaftlichen Vorstellungen von Geschlechtlichkeit und Gewalt ein, so dass er als nur eine Möglichkeit von vielen gilt, Machtbeziehungen sexuell zu verwirklichen (S. 108).

Das fünfte Kapitel analysiert die Charakteristika der männlichen Figuren sowie ihre Motivlage. Anders

als bei den weiblichen zeigten sich enorme Unterschiede zwischen Göttern, Heroen und Menschen, was die Folgen der Vergewaltigung angehe. Götter fürchteten keine Konsequenzen, schon gar keine moralischen, im Gegenteil: Durch den Akt offenbart sich ihre Macht (S. 111). Aus den Übergriffen gingen letztlich Heroen hervor; ein Sachverhalt, der sich dadurch erkläre, dass diese Geschichten auch immer Abstammungslinien konstruierten. Anders als Götter würde ein Teil der Heroen jedoch als Vergewaltiger nach den Regeln der menschlichen Welt beurteilt, das heißt, sie würden unter Umständen für die Folgen ihres Handelns zur Verantwortung gezogen (S. 114). Für die menschlichen Männer bedeute das vor allem, dass sie eine längerfristige Beziehung zu der von ihnen missbrauchten Frau eingingen. Ob sie bereits verheiratet seien oder nicht, spiele dabei keine Rolle. In den Quellen erklärten außerdem Alkoholkonsum und Liebesverlangen das Verhalten der Männer. Aber auch die Absicht der Eheschließung sei ein Motiv, das jedoch nur für die Heroen gelte. Der Brautraub der Helden sei ein beliebtes Motiv auf attischen Vasen, die Kaffarnik an dieser Stelle auswertet (S. 125–131). Für die Verfasserin stellen aber die Verfolgungsszenen keineswegs die Zähmung der Natur durch die Kultur dar, für die stellvertretend die Figur der gejagten Frau beziehungsweise des jagenden Mannes stünden. Für sie versinnbildlichen die Szenen den Akt der Eheschließung.

Die Folgen der sexuellen Gewalt handelt Kaffarnik mit dem Blick auf einzelne Familienschicksale ab. Es geht im vorletzten Kapitel also nicht um psychische und physische Auswirkungen auf Seiten der Opfer, denen die Quellen ohnehin kaum Aufmerksamkeit schenken und die auch die Autorin nicht thematisiert. Vielmehr bespricht sie soziale Reaktionen. Wie sich herausstellt, konnte die Familie der Betroffenen mit der Situation sehr unterschiedlich umgehen. Mögliche Konsequenzen seien jedoch die Kindesaussetzung und die Ausgrenzung der entehrten Frau gewesen, was – so möchte ich an dieser Stelle einfügen – für die antiken Familien notwendige Strategien zum Schutz und Erhalt des Oikos darstellten. Doch wäre gerade der Punkt der Ausgrenzung der Frau noch einmal zu hinterfragen, denn die Verfasserin gibt an dieser Stelle zwar Belege für die soziale Ausgrenzung von Ehebrecherinnen, nicht jedoch für die der geschändeten Frau (S. 142). Einzig an deren Bemühen, ihre Schwangerschaft zu verbergen, wäre demnach eine mögliche negative Reaktion seitens der nächsten männlichen Verwandten abzulesen. Doch so etwas lasse sich aus den Quellen heraus nicht erklären und wirke eher überraschend, denn offensichtlich habe der Missbrauch der Heiratsfähigkeit der Frau nicht geschadet (S. 143).

Im Anschluss analysiert Kaffarnik die Probleme, die sich innerhalb der sozialen Konstellationen durch die Heimführung einer Nebenfrau oder die vermeintliche Vergewaltigung einer Ehefrau ergeben (S. 145–172). Hierbei beschränkt sie sich auf drei Tragödien,

die diese Problemkomplexe verhandeln: ›Andromache‹ und ›Hippolytos‹ des Euripides und ›Die Trachinierinnen‹ des Sophokles. Das Thema der Notzucht wird hierbei jedoch nur am Rande zur Sprache gebracht, was letztlich nicht verwundert, bildet es doch nicht das Kernproblem der Texte.

Das letzte Kapitel widmet sich der in der Forschung diskutierten Frage, ob die Zustimmung der Frau zum Geschlechtsverkehr von irgendeiner Relevanz war, oder ob es an einer solchen sexuellen Selbstbestimmung grundsätzlich fehlte. Kaffarnik kommt zu dem Schluss, dass die moderne Forschung, wenn sie behauptete, dass weibliche Sexualität ausschließlich unter Männern verhandelt worden sei, verkenne, dass die Quellen die fehlende Zustimmung der Frauen sehr wohl zur Kenntnis nahmen. Die Quellen zeugten davon, dass es Männer waren, die diese Problematik aus ihrer Perspektive darstellten, und dass diese Sicht stets die Konsequenzen für den Oikos in den Vordergrund rückte (S. 177 f.). Trotz dieser doch äußerst deutlichen Nichtbeachtung des weiblichen Willens betont die Verfasserin, dass die Quellen die traumatischen Erfahrungen der Frauen nicht verschwiegen. Dieser Widerspruch sei letztlich nicht aufzulösen und als Befund anzuerkennen (S. 188).

Über die Strukturen sexueller Gewalt lassen sich viele Erkenntnisse über Machtstrukturen, Geschlechterbeziehungen und das soziale Gefüge des Oikos gewinnen. Es ist bedauerlich, dass dieses Thema in der deutschsprachigen Forschung bisher verhältnismäßig wenig bearbeitet wurde. Die Dissertation, die bereits 2010 an der Humboldt-Universität vorgelegt wurde, bildet deshalb einen wichtigen Beitrag, vermag jedoch nicht, alle Lücken zu schließen.

Die Leserschaft dürfte sich wenig darüber freuen, dass die Arbeit neben vielen gewinnbringenden Ergebnissen auch von deutlichen Schwächen geprägt ist. Die einführenden Kapitel nehmen, wie oben bereits angemerkt, unverhältnismäßig viel Raum ein (das erste Analysekapitel beginnt auf Seite 79 von insgesamt 188 Seiten). Ungünstig ist auch, dass die Verfasserin Theorien zu Missbrauch, Sexualität und Gewalt nicht gebündelt präsentiert, sondern auf die Methodik, den Forschungsüberblick und Exkurse streut. So bleibt ihr eigener Ansatz und letztlich auch die Anwendung und der Nutzen der von ihr befürworteten Social-script-Theorie diffus. Methoden und Theorien der Kulturwissenschaften und Ethnologie hätten sicher ebenfalls Erklärungsmodelle für das Phänomen des Brautraubs und der Vergewaltigung geboten. Es wäre einen Versuch wert, diese Ansätze für eine weitere althistorische Studie nutzbar zu machen, um den von Julia Kaffarnik postulierten widersprüchlichen Befund nicht unbedingt aufzulösen, aber vielleicht besser zu verstehen.